

# INHALT

Weigerung, allzu heimisch zu werden .....	7
Entwurzelt .....	11
Der Kultur wohnt die Hölle inne .....	21
Ein gern vergessenes Evolutionsprinzip .....	29
Friedensexporte .....	34
Das immergleiche Immergleiche .....	37
Worte .....	40
Atheistische Überheblichkeit .....	81
Im Konsumismus .....	92
Auf die faule Haut .....	96
Mehrheiten .....	111
Orient und Okzident sind nicht mehr zu trennen .....	118
Ihr Kinderlein kommet bloß nicht! .....	123
Ein für pessimistisch befundener Realist .....	130
Die betrogene Schicksalsgemeinschaft .....	135
Nie wieder! .....	140
Versöhnend komisch .....	144
Im Käfig .....	151
In Vorleistung .....	154



## WEIGERUNG, ALLZU HEIMISCH ZU WERDEN

Ich? Ich und weltfremd? Na hören Sie mal! Das ist ja bodenlos – eine bodenlose Frechheit! Woher nehmen Sie nur diese dreiste Kaltschnäuzigkeit? Weltfremd, hm? So eine Frechheit! Eine Frechheit, mir so ungehemmt die Wahrheit an den Schädel zu schleudern!

Jaja, ich bin weltfremd. Ich bin dieser Welt entfremdet, bin ein Fremder in einer Welt, in der ich gar nicht allzu heimisch sein möchte. Als Mensch mit ethischen Grundsätzen muss man sich weigern, hienieden heimisch zu werden. Man richtet sich irgendwie ein, schafft sich etwas Quasiheimisches, etwas Heimeliges für den Privatgebrauch sozusagen, aber zu Hause ist man als in die Welt Geworfener nie so recht.

Sie haben ja so recht! Ich bin weltfremd! Das heißt aber nicht, dass ich wie ein Fremder wegblicke, unerfreuliche Dinge übersehe; Dinge, die mir so fremd sind wie ich ihnen. Mir fremd, weil ich sie nicht als Selbstverständlichkeit hinnehmen kann. Ich kann nicht erlernen, das kalkulierte Jammertal zu verkraften, dieses Gebräu aus gewollter Armut und praktizierter Kalamität als Normalität zu akzeptieren. Das Leid in dieser Welt, jedenfalls das materielle Leid, wäre in beinahe allen Fällen zu beheben – wenn diese Welt es nur möchte. Hunger, Obdachlosigkeit, Ausbeutung, Unterdrückung und derlei – das sind doch keine Naturgesetze, man könnte sie bändigen. Diese materiell so gesunde Welt wäre imstande, das Leid weitestgehend abzuschaffen, den Kampf ums Dasein zu beenden.

Sie will es nur nicht! Und wenn eine Welt nicht das will, was ich mir als Mensch an Idealen und Werten bewahrt habe, so bin ich ihr fremd. Wir reden hier immerhin

von einer Welt, die mir als Kind schmackhaft gemacht wurde, die ich aber in dieser schmackhaften Variante bis heute nicht erleben durfte. Früher einmal hat man mir erzählt, Ehrlichkeit und Freundlichkeit würden sich auszahlen, würden mit Ehrlichkeit und Freundlichkeit vergolten. Außerdem, so warb man weiter für diese Welt, würde die Gerechtigkeit stets trotzig ihren Weg gehen – »ehrlich währt am längsten« und so! Davon habe ich bis heute, nach etwas mehr als drei Dekaden Lebens, wenig gespürt. Die angepriesene Welt war nichts anderes als ein Propagandatricks des Erwachsenenmilieus für seine Kinder. In dieser Welt aus eitlen Werbeparolen, ja, da wäre ich vielleicht zu Hause gewesen – aber in diesem müden Abklatsch einer Welt, die sich für mich nicht erfüllt hat, die sich nicht erfüllen konnte, weil es sie so nie gab, da bin und bleibe ich weltfremd. Mit Leidenschaft!

Richtig gehört, ich will weltfremd bleiben! Das ist das eigentliche Ziel des Auf- und Abgeklärten. Wie viele haben sich schrittweise eingenistet, sich in die Welt wie sie ist, und nicht wie sie sein sollte, integriert? Wie viele haben ihre jugendliche Fremdheit abgelegt und der Welt das Du angeboten? Ich gebe ja zu, dass es mir leidtut, dass ich mir eine Welt vorstellen kann, in der es menschlicher zugeht, eine Welt, in der jeder sein kleines Werk tut, um einen besseren Ort entstehen zu lassen. Ja, es tut mir leid, aufrichtig leid, dass ich der Ansicht bin, es sei eines jeden Menschen Pflicht, an der Verbesserung dieses ausgemergelten Globus' mitzuarbeiten. Und das heißt nicht, irgendwo eine Stellung anzunehmen, seinen auferlegten Dienst zu tun ohne zu jammern und zu meckern, um hernach zu hoffen, das reiche aus, die Erde zu einem weniger beschissenen Ort zu machen – so ist die Welt eh schon, so soll sie nicht bleiben müssen. Es ist doch Ehrensache, dass in dem Falle, in dem eine Welt der Leidensabschaffung diametral

entgegenwirkt, ich nicht dazugehören, im Gegenteil, fremd bleiben will. Junge Menschen spüren das zuweilen noch, das liegt ihnen im Blut. Sie erkennen die Differenzen zwischen Propaganda für eine heile Welt, die sie angeblich mit offenen Armen empfangen wird, und den Realitäten der wirklichen, der grausamen Version, die man dann tatsächlich antrifft.

Wie meinen Sie? Wer seine Weltfremdheit aus Jugendentagen nicht ablegt, der wird zum Spinner? Zum weltfremden Spinner? Was erlauben Sie sich denn? Wie kommen Sie nur dazu, mir so schonungslos die Wahrheit ins Gesicht zu werfen? Sie haben erneut in die Mitte getroffen! Ein Spinner: Der bin ich! Ich bin ein Spinner mit Leib und Seele! Ein in eine fremde Welt hineingeborener Spinner! Man spinnst sich eine Welt, wie sie sein könnte, wie sie sein sollte, wie sie sein müsste. Man spinnst sich einen neuen Stoff, weil der vorhandene Stoff zu kratzig und unbequem dünkt, weil man so ein borstiges Material einfach nicht zu Kleidung verarbeiten möchte. Man ist sich doch selbst wertvoll genug, bessere Stoffe über den Körper werfen zu wollen – was bleibt denn da anderes übrig, als selbst mit der Spinnerei zu beginnen?

Da sitzt man dann fremd in dieser Welt, spinnst sich einen Topos, der einem in Kinderjahren versprochen wurde, und wird schief und fassungslos angestarrt. »Spinner!«, rufen sie. Als ob das eine Beleidigung wäre! Was ist denn daran schlimm, sich etwas zu spinnen? Solche, die mit dem Vorhandenen zufrieden, die satt und wohligh in dieser Welt heimisch sind, gibt es wie Sandkörner in der Wüste. Zuweilen erkennt man den Staub in Ecken und den verfilzten Teppichboden seines Heimes nicht – erst der Fremde, der zu Besuch kommt, macht darauf aufmerksam. Der Weltfremde, emsig vor sich hin spinnend, weist auf den Dreck und den Unflat hin, er sieht, was derjenige, der im

Alltagstrott steckt, in seiner Alltagsblindheit nicht mehr erkennt.

Oh ja, in dieser Welt bin ich fremd! Wie recht Sie doch haben! Schön, dass Sie mich entlarvt haben. Vieles hat man mir schon unterstellt. Aber so nahe dran war bislang noch keiner ...

## ENTWURZELT

»Geh doch dorthin, von wo du hergekommen bist!«, bekommt man als Nichtdeutscher häufig zu hören. »Geh heim!«, vernimmt man auch mehrmals, wenn man lediglich das Kind eines Nichtdeutschen ist. Und kritisiert man als solcher dann hiesige Verhältnisse, so wird man rüde zu rechtgestutzt – »Du kannst ja heimgehen, wenn es dir hier nicht passt!« Als Kind eines Ausländers hat man nicht zu beanstanden, zu nörgeln – als Ausländer selbst ohnehin nicht. Doch wo ist dieses zu Hause, wohin geht man, wenn man als Fremder in einem fremden Land zum Heimgehen aufgefordert wird?

Vielleicht, so hoffte man damals, als man in die Fremde ging, würde man dort eines Tages akzeptiert, würde man sich sozusagen seiner Fremdheit entfremden und auch für die Autochthonen irgendwann nicht mehr fremd sein. Aber man bleibt immer fremd, doppelt fremd: Fremd in der Fremde und stockend wird man auch fremd in der Heimat.

Ich habe diese Entfremdung an meinem Vater beobachten können. Das fing bei Belanglosigkeiten an, etwa wenn er bestimmte spanische Worte nicht kannte, weil sie erst nach seinem Weggang aus Spanien aufkamen – in Erinnerung ist mir ein Einkauf, bei dem er Nylonstrumpfhosen für meine Mutter kaufen sollte und nur jenes Nomen kannte, das im Spanischen Wollstrumpfhosen bezeichnet. Das war eine urkomische Situation, mit einer belämmert dreinschauenden Verkäuferin, die sich sichtlich wunderte, dass da ein Mann mitten im heißesten Sommer wollene Strumpfhosen erstehen wollte. Ein familiärer Klassiker, der immer wieder aus der Mottenkiste voller Erinnerungen herausgekratzt wird und den auch meine Kinder vorgesetzt be-

kommen, wenn uns danach ist, die familiäre Vergangenheit komödiantisch aufzupolieren. Gleichwohl ein deutliches Sinnbild dafür, dass demjenigen, den man hierzulande schnell mal flapsig nach Hause schickt, auch seine Heimat abhandenkommt.

Aber ich habe bei unseren jährlichen Spanienaufenthalten sehr wohl verspürt, wie dieser Mann, der mein Vater war, in seiner Heimat umherirrte, einer Heimat, die ihm verhältnismäßig fremd geworden war. Er war stolz auf jenes Heimatstädtchen, das kolossal anwuchs, modernen Städtebau praktizierte, Wohlstand heraushängen ließ – aber es war nicht mehr seine Stadt, war wie eine schlecht arrangierte Imitation seiner Herkunftsstadt, die so aussah, so gebaut war, aber doch irgendwie, man konnte nicht sagen wieso genau, anders roch. So pilgerten wir oftmals durch die Altstadt, er uns Orte deutend, an denen dies oder jenes geschah, angefangen beim Ort seiner Geburt bis zum Wohnort eines entfernten Vetters, der von uns nie gesehen ward. Er schwelgte hin und wieder in seiner Vergangenheit – in seiner nicht nur zeitlich, sondern auch räumlich versunkenen Vergangenheit. In seinem Kopf war er dort, wo er einstmals heimisch war – die reale Welt bot diese Heimeligkeit nicht mehr. Welch Zerrissenheit mir zuweilen sichtbar wurde; dieser beklagenswerte Mann, der seine Wohnung, sein Bett, seinen Kühlschrank in einem Land hatte, in dem er nie akklimatisiert war, der seine Wohnung aber gerne an der Stätte seiner Herkunft gehabt hätte, die ihm mittlerweile auch fremd erschien. Auch in Spanien wäre er als Spanier, der er zeit seines Lebens blieb, nichts als ein Zuwanderer gewesen.

Wäre er zurückgekehrt, so wie er in manchem verträumten Augenblick von einer Rückkehr ins Land seiner Väter sprach, man hätte ihn wahrscheinlich nicht als Spanier anerkannt – ich glaube, dass er für seine in Spanien geblie-

benen Schwestern manchmal recht exotisch wirkte; dass ein Spanier, der Jahrzehnte nicht mehr in Spanien gelebt hat, zwangsläufig fremde und gewöhnungsbedürftige Wesensarten annimmt, steht außer Frage. Vage ahne ich heute, dass eine Rückkehr nach Spanien ein Fiasko geworden wäre – eine zweite Phase Gastarbeiterschaft, wenn man das so sagen kann. Wie hätte er dort leben können, gleich einem Mann seines Alters, der dort immer gelebt hatte? Viele seine weltläufigeren Sichtweisen hätte man nicht verstanden, viele seiner eher deutsch geprägten Ansichten genauso wenig. Man hätte ihn vielleicht ausgelacht oder für nicht ganz normal eingestuft. ›El alemán‹, hätten sie ihn genannt, nehme ich an – den Deutschen! Das wäre ein schönes Stück Ironie geworden: el alemán, der er in Deutschland nie war. So ein Zurückkommen ins Land seiner Ahnen, es wäre voraussichtlich ein ziemliches Debakel gewesen – es ist ihm erspart geblieben, er starb vorher. Und auch wenn es kleinkariert und wenig nach den Worten eines liebenden Sohnes klingt, ich bin froh, dass ihm das nicht mehr widerfahren konnte; ich bin froh, meinen Vater nicht als geknickten Mann erlebt haben zu müssen.

Wir fuhren beinahe jeden Sommer nach Spanien, das heißt, eigentlich fuhren wir ins Paradies. Die Idealisierung des Geburtslandes ist ein maßgeblicher Bestandteil jeder Gastarbeiterkindheit. In Spanien leben alle glücklich, jeder hat Arbeit, verdient gut, lebt wie Gott in Frankreich, nur dass dieses Frankreich Spanien heißt. Lauter nette Leute bevölkern die Straßen und alle leben in Eigentumswohnungen, weil keiner mehr Mietverhältnisse nötig hat. Als Jugendlicher wollte ich das glauben, schließlich war auch ich, obwohl in Deutschland geboren, in meinem Umfeld immer der Spanier. Und wenn ich schon einer sein musste, dann sollte das freilich etwas ganz Enormes, etwas Erhabenes, vielleicht sogar Besseres sein. Deutschland war

natürlich der teuflische Gegenspieler: Immer neblig, immer regnerisch, immer kalt. Dazu Schwalle verschlagener, böserartiger Menschen – Typen halt, wie es sie seit Generationen in diesem Land im Herzen Europas zu geben schien. Kapos und Rottenführer garstigster Machart – dass es solche Schweine aber auch in Spanien gab, musste ich erst später erkennen; dass die faschistoide Tendenz international ist, lernte ich erst Jahre danach. Das war das Leitbild des gesamten Jahres: Deutschland ist ein Höllenpflaster, Spanien eine Wolke.

Und dann waren wir in Spanien, und oh Wunder, mein Vater sprach ganz anders von Deutschland: es sei dort alles gut organisiert, es gäbe einen hohen Sozialstandard, er könne sich sogar hin und wieder ein neues gebrauchtes Auto, mit etwas Spardisziplin sogar ein neues neues Auto leisten! Aus dem Höllenschlund glitzerte und funkelte es urplötzlich heraus.

Später erst begriff ich, dass in dieser Verhaltensweise vermutlich stille Rechtfertigung lag. Die wenigsten Gastarbeiter gingen guten Gewissens von ihren Eltern und Geschwistern weg – wenn man heute so tut, als kämen die Menschen aus aller Welt nur nach Europa, nach deutscher Lesart: nach Deutschland, um sich in unseren Sozialstaat einzunisten, dann spricht da die verwegenste, ahnungsloseste Dummheit; dann bricht da die ganze Engstirnigkeit von Menschen hervor, die niemals vor der Entscheidung standen, die Heimat zu verlassen – verlassen zu müssen. Denn man geht nicht frohen Herzens, auch Kindergeld oder Sozialhilfe locken niemanden ausreichend, um Vater und Mutter, Bruder und Schwester, Onkel und Oma zurückzulassen, um in ein Land zu gehen, dessen Sprache man nicht spricht und dessen Mentalität einen weltweit nicht besonders guten Ruf besitzt. Und dann stand er dort vor seinen Schwestern, beide zu nettem Reichtum gekommen, und er

putzte jenes Deutschland fein heraus, mit dem er während des restlichen Jahres im Clinch lag. »Seht her«, so schien er zu rufen, »meine damalige Entscheidung war richtig! Goldrichtig!« Dass seine beiden Eltern damals seinen Stolz anfachten, als sie ihm deutlich machten, dass er ohnehin bald zurückkäme, weil er ohne sie nicht auskommen würde, tat natürlich das Übrige – »Schau her Mama, ich habe es auch ohne euch geschafft! Schade, dass Papa das nicht mehr erleben kann!«

Mag sein, dass mehr hervorlugte aus diesem Wechsel seines Verhaltens. Was hinterlässt man doch für Wunden, wenn man seine Eltern, besonders aber seine Mutter, verlässt. Mütterliche Tränen trocknen nur saumselig und die spärlichen Karten aus dem Ausland trösten nur wenig. Wenn man seiner Mutter schon Mühsal bereitet, wenn man sie schon enttäuscht, weil man von nun ab ein Leben fristet, in dem die Mutter nur mehr eine Nebenrolle einnimmt, eine höchst selten in Anspruch genommene Nebenrolle, ein Arrangement als Statistin oder Komparsin, um es metaphorisch treffender zu zeichnen, dann will man nicht angekrochen kommen – dann kann man eben nicht zu Besuch reinschauen und über jenen Ort meckern, für den man sich aus freien Stücken entschied. Das gebietet der Stolz! Und der Anstand! Seine Mutter, seine Familie generell, sollte nicht umsonst gelitten haben – wenigstens sollte am Ende jenes Glück stehen, dass er sich mit seinem Weggang in die Wege zu leiten glaubte, das ihn vor Jahren, in Zeiten, da er noch zuversichtlicher war, gelotst zu haben schien. Zuzugeben, dass man nicht glücklich ist, dass die damalige Entscheidung zweifelhaft war: so eine Blöße gibt sich ein stolzer Südländer doch nie im Leben! Gäbe sie sich ein Nordeuropäer? Sind die Menschen da so anders geartet, nur weil sie Sauerbraten statt Paella, Köttbullar anstelle von Polpette verzehren? »Ach Bub«, hätte seine Mutter,